

# **Tatort: Texel**

**Ein Küstenkrimi für Fortgeschrittene**

**Annette Krauß**, 1966 in Brühl geboren, hat zwei Töchter und lebt gemeinsam mit ihrem Lebensgefährten als freie Schriftstellerin auf Texel. Die niederländische Nordseeinsel ist auch Schauplatz einiger ihrer Bücher. Neben Krimis und Romanen schreibt sie Kinderbücher, die sie selbst illustriert. Weitere Informationen auf der Website der Autorin: **[annetekrauss.de](http://annetekrauss.de)**

Annette Krauß

# **Tatort: Texel**

**Ein Küstenkrimi für Fortgeschrittene**

© 2020 Annette Krauß  
Grafik & mehr: Axel W. Bak  
bijopus54@gmail.com

**MB-PB-22-1003**

*Alle Personen und Namen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.*

**ISBN 978-9403634074**

**Verlagsportal: Mijnbestseller, im Web: [mijnbestseller.nl](http://mijnbestseller.nl)**

Das Werk, einschließlich seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Für alle Texelfans

# Texel



## ***Duingebied! Toegang verboden!***

*Es ist ihm egal. Langsam geht er zwischen Sanddornbüschen und Dünengras die Düne hinauf. Sein Blick ist gesenkt, seine Lider sind schwer, er hat Mühe, seine Augen offen zu halten. Es ist stockdunkel, der Mond von düsteren Wolken verdeckt, er hat kein Zeitgefühl mehr. Ist es schon nach Mitternacht? Immer wieder strauchelt er, tastet sich mit den Händen voran, zwängt sich zwischen die unzähligen Sanddornbüsche. Er stolpert langsam weiter, kommt kaum voran. Immer wieder bleibt er mit seiner dünnen Jacke, achtlos über die Schultern gezogen, an den langen Dornen der Sträucher hängen, bis er endlich den sandigen, schmalen Pfad auf der Spitze der Düne erreicht hat. Er hört das Rauschen des Meeres, das Brechen der Wellen. Noch ein paar Meter und er erreicht den kleinen, geheimen Platz, eine lichte Stelle inmitten der Dünen. Von hier hat man den besten Blick auf das Meer und gleichzeitig auf den Campingplatz. Heute sieht er nichts.*

*Erschöpft lässt er sich auf den klammen Sand fallen, die müden Augen gen Himmel gerichtet. Wie oft haben sie hier zusammen gesessen, um auf das Meer zu schauen, bis der goldene Glanz der Sonne langsam hinter dem Horizont untergetaucht ist. Wie oft haben sie hier zusammen gelacht, geraucht und gekifft. Sie haben Wein aus Plastikkelchen getrunken, bis sie in den Schatten der Abenddämmerung verschwanden, den Juttertje wie Wasser direkt aus der Flasche gestürzt, bis sie nichts mehr sehen konnten im Schwarz der Nacht. Oft schiefen sie irgendwann besoffen ein, wachten erst in der Morgendämmerung durch das Singen der Vögel auf der Düne auf, verkatert und klamm vom Morgentau.*

*Über seinen Handrücken läuft Blut. Er leckt es ab, eine Mischung von Blut, Salz, Schweiß und Sand. Seine Hände kleben von den Früchten des Sanddorns. Seine nackten Beine schmerzen, übersät mit tiefen Kratzern von den Dornen. Sein Schädel pocht, das ist geradezu tröstlich und angenehm gemessen an dem anderen Schmerz in seinem Inneren, der ihm die Luft abschnürt.*

*Der Tod sitzt ihm im Nacken, er fühlt sich einsam und verloren. Die Gräser rauschen im Wind und er saugt den süßen Duft der Dünenrose ein, der Geruch von der Leichtigkeit des Sommers. Ein Gefühl von*

*Wehmut und eine unendliche Traurigkeit überkommen ihn. Wie soll er weiterleben mit der Schuld? Warum tun sie ihm so etwas an? Wie kann es so weit kommen? Er will nur noch schlafen, nie mehr aufwachen. Er fühlt sich leer und verloren.*



**E**nde Oktober. Die Saison ist vorbei. Alle Zelte sind abgebrochen und die letzten Wohnwagen rollen zur Fähre, als Kees sich bereit macht. Es gibt jede Menge zu tun, die Hecken zwischen den Zeltplätzen müssen geschnitten, der Rasen muss von den unzähligen tiefen Reifenfurchen neu gesät und Stroh verteilt werden auf und um die Zeltplätze. Unzählige Holzplanken müssen auf dem Boden erneuert, Sitzbänke ausgebessert werden. Er muss den Müll rund um die Zeltplätze aufheben und auch unter den Hecken nach Müll suchen. Alles muss in Ordnung gebracht werden für die neue Saison. Es gibt keine Zeit zu verlieren. Unmengen von Müll sammeln sich über die Saison auf den Zeltplätzen an. Aber er findet nicht nur Verpackungen und Abfall. Oft findet Kees Sachen, die Camper und Zelturlauber einfach vergessen oder achtlos am Rande ihrer Mulde zurückgelassen haben. In der letzten Saison hat er einen Toaster gefunden, der einwandfrei funktionierte und eine Taschenlampe, mit der er das halbe Wäldchen ausleuchten konnte. Er hat eine Wäschespinne, einen Grill und einen Fön aufgesammelt. Unter einer Hecke lag ein Funkgerät, mit dem er die Schiffe vor der Küste abhören kann. Kistenweise schleppt er die Schätze seit Jahren in seine kleine Mansardenwohnung. Dort stapelt sich Verlassenes und Vergessenes der Jahrzehnte. Er nennt es *Keesgut*.

Er kann die innere Anspannung kaum noch aushalten, als es auf das Ende der Saison zugeht. Was wird er wohl diesmal finden? Gibt es neues *Keesgut* in diesem Jahr? Er wird noch gründlicher jeden einzelnen Zeltplatz absuchen, er muss noch viel akribischer sein, noch tiefer unter jeder Hecke graben.

Mit einer Mistgabel verteilt er das Stroh gleichmäßig in die Mulde von Zeltplatz H73, als die Strahlen der hervorlinsenden Sonne einen Gegenstand auf dem Boden der Hecke aufblitzen lassen wie einen Diamanten. Es ist nur ein kurzer Moment, bevor sich die dunklen Herbstwolken wieder vor die Sonne schieben.

»Was mag das sein?« fragt er sich, immer auf der Hut nach *Keesgut*.

»Eine Gabel oder eine leere Dose, vielleicht noch ein Toaster?« überlegt er und geht an die Stelle, wo er das Blitzen unter der Hecke gesehen hat.

Er geht auf die Knie und fängt an, das frische Stroh mit beiden Händen zur Seite zu scharren. Aufgeregt sieht er sich nach allen Seiten um. Es stört ihn, wenn Urlauber der Nachsaison den Weg über den leeren Campingplatz nehmen, um nach De Koog zu kommen. Aber da ist niemand und er scharrt weiter. Die Hecke ist noch nicht gekürzt und die dichten Triebe versperren seine Sicht. Plötzlich ertastet er eine Tüte, die unter der Hecke vergraben ist. Er hat Mühe, die sperrige Tüte aus der Hecke zu ziehen. Die Albert Heijn-Tüte ist rundherum mit silbernem Aluminiumklebeband zugeklebt. Er bekommt die dicken Klebestreifen kaum mit seiner Gartenschere aufgeschnitten.

Der Eispickel hat einen gekrümmten Aluminiumschaft und eine Haue aus gehärtetem Stahl.

»Was macht jemand beim Campingurlaub mit einem fünfundvierzig Zentimeter langen Eispickel, der für Gletschertouren gedacht ist?« fragt er sich, als er die Hacke mit dem blauen Griff von allen Seiten betrachtet.

Sie liegt gut in seiner Hand, aber er kann sich keinen Reim darauf machen.

»Man braucht doch keinen Eispickel, um Heringe in den Boden zu schlagen«, er schüttelt unwirsch mit dem Kopf.

Seine Mutter arbeitete schon seit etlichen Jahren für einen *schoonmaakbedrijf* auf Texel, als sie sich auf eine Affäre mit einem deutschen Touristen einließ. Es war eine Sommerliebe mit lauen Sommernächten. Der Sommer ging und mit ihm der Tourist. Zurück blieb seine Mutter in einem Meer von Tränen. Neun Monate später kam er zur Welt, sein Abschiedsgeschenk als

Erinnerung an heiße Liebe in den Dünen, am *bosrand* und im Schatten der vielen Strandpaale.

Sie liebte ihren kleinen Jungen über alles. In ihrer Freizeit ging sie am liebsten mit ihm über den Campingplatz Kogerstrand. Sie mochte es, mit ihm über das weitläufige Gelände zu schlendern und all die Camper mit ihren Wohnwagen und Zelten zwischen den Dünen verstreut zu beobachten, wie sie lebten, wie sie sich kleideten, was sie aßen, wie sie ihren Tag verbrachten. Sie kletterten zusammen über die Dünenhügel und streiften über die kleinen Pfade zwischen den Zelten. Von hier konnte man das ganze Dünengelände überschauen. Man konnte die Meereswellen rauschen hören. Wenn man genau hinschaute, sah man die Kaninchen, die überall auf dem Platz im Schutz der Hecken und Dünenhügel saßen oder die Fasanen hektisch herumflatterten wenn man ihnen zu nahe kam. Schon als kleiner Junge liebte er den Campingplatz. Wenn seine Mutter arbeiten musste, lief er oft auf den Platz und spielte mit den Kindern der Touristen auf den vielen Spielplätzen zwischen den Zelten. Als Teenager wurde er von den Töchtern der Touristen angesprochen.

»Wo kann man richtig Party machen?« wollten sie von ihm wissen.

»Wo ist hier was los? Wo können wir ein paar Jungs aus dem Ort aufreißen?«

Tagsüber lagen sie brav in ihren geblühten Badeanzügen neben ihren Eltern am Strand, bauten Sandburgen und Wassergräben mit ihren kleinen Brüdern und tobten ausgelassen im Wasser. Am Abend liefen sie züchtig in hübschen Kleidchen und Riemchensandalen mit ihm und er musste ihren Eltern versprechen, die Töchter wieder nach Hause zu bringen. Auf dem Weg durch das verschachtelte Wäldchen in die Stadt ließen sie ihre Kleidchen mit den Sandalen in ihren Taschen verschwinden und zogen verführerische Tops und Hotpants hervor. Sie konnten kaum auf den unebenen Wegen auf dem Sand laufen mit ihren hohen Hacken. Gegenseitig schminkten sie sich akribisch im Licht der Dämmerung, bevor er sie in die angesagten Clubs in De Koog führte.

Sie tranken im Café Talk of the Town an der Theke ein Bier und waren begeistert vom Interieur der kleinen Kneipe 't Galjoen.

»Wir sind Piratenbräute!« kreischten sie verzückt, »Wir sitzen mitten im Bauch von einem Schiff und gleich kommen die Piraten und greifen uns!«

Da saßen sie in der Mitte an dem hohen Holztisch auf den Barhockern und wippten mit ihren Hüften zum Takt der lauten Musik. An den Seiten befanden sich unter Bullaugen rundherum kleine, gemütliche Nischen, die Wände waren verziert mit Ankern, Seilen und Netzen, Rettungswesten, Kompassen und Treibgut rund um die Schifffahrt. Meist saß er still in einer der Nischen und beobachtete die Mädchen, wie sie ausgelassen feierten. Der Wirt stellte mit einem Lächeln im Gesicht ein Bier vor ihn und nickte ihm wohlwollend zu. Er freute sich, wenn der Junge ihm in der Saison Abend für Abend neue Touristinnen brachte. Sie machten Umsatz und zogen manisch die hungrigen Insulaner an. Die Mädchen nippten an ihren Martinis und verdrehten den Jungs die Köpfe.

Auf dem Weg zum Abtanzen in der Diskothek De Toekomst atmeten sie bei einem Espresso noch das Amsterdamer Flair im Café Le Berry ein. Meist war es schon taghell draußen, wenn sie sich in den frühen Morgenstunden verschwitzt die Treppen der Diskothek nach oben schleppten und auf dem Heimweg zum Campingplatz *frikandel speciaal* und *kroketten* aus dem Automaten aßen. Er brachte sie pflichtbewusst und ehrenhaft zurück zu ihren Zelten in die Schöße ihrer Mutter, bevor er selbst nach Hause ging.

Sie kannten ihn am Kogerstrand. Er war immer da und er wusste über alles Bescheid. Er meldete, wenn eine Toilette in einem der Waschhäuser verstopft war oder wenn einer der Pkws sich beim Schleppen des Wohnwagens auf dem Sand festgefahren hatte oder der Wohnwagen sich weder vor noch zurück bewegen ließ.

»So gut, dass es Jungs wie dich gibt, die immer schauen, ob alles gut geht!« rief Geert, einer der Vorarbeiter im Park, aus dem laufenden Traktor.

»Komm Junge, spring auf, ich nehm' dich mit.« Er sprang behände auf den Traktor und setzte sich auf einen der beiden Sitze auf dem Kotflügel seitlich neben Geert. Geert sah ihn an, die Zigarette qualmte in seinem Mundwinkel.

»Wie heißt du eigentlich?« Der Junge konnte kaum sprechen vor Erregung.

»Kees«, stammelte er verlegen.

Er war stolz, er durfte im Traktor mitfahren, durfte dabei sein, wenn Kees das Fahrzeug mit seinem Traktor aus dem tiefen Sand schleppte.

Geert nahm ihn immer wieder mit und irgendwann brachte er ihm bei, wie man einen Traktor steuert. Später ließ er ihn alleine den Traktor fahren und er durfte die Wohnwagen auf die richtige Position auf den Stellplätzen oder die Fahrzeuge zurück zum Parkplatz schleppen. Während seiner Schulzeit gab Geert ihm noch andere Jobs auf dem Platz und er besserte sein bescheidenes Taschengeld auf.

Seine Mutter wollte, dass er einmal eine gute Ausbildung auf dem Festland macht. Dass er dort Arbeit findet. Nach sechs Jahren Basisschool in Den Hoorn auf der Jan Drijverschool machte er auf der OSG De Hogeberg seinen *mavo*-Abschluss. Er wollte nicht auf das Festland, wollte auf der Insel bleiben. Niemals würde er weggehen von seiner Insel, von seinem Kogerstrand.

Seine Hände fahren über den Aluminiumschaft und die Haue aus gehärtetem Stahl. Seine Fingerspitzen ertasten Krusten auf der Haue, gerade noch sichtbar. An den Krusten kleben einige Haare. Er wundert sich über den schwarzen Belag auf dem Eispickel, bis ihm mit einem Mal bewusst wird, dass es sich um getrocknetes Blut handelt.



## Metershoge vlammen leggen caravan in de as op camping Kogerstrand, man spoorloos verdwenen

**DE KOOG** - Een brand op duincamping Kogerstrand heeft de reddingsdiensten in de nacht van zaterdag op zondag flink beziggehouden. Om 2.40 uur werd de brandweer Texel gealarmeerd door een medewerker van de camping. Bij aankomst stond een caravan met voortent in lichterlaaie. Er zijn geen slachtoffers gevallen. De bewoonster van de caravan had rook ingeademd en werd in het ziekenhuis in Den Helder behandeld. Haar echtgenoot is sinds de brand spoorloos. Voor de brandweer viel er weinig meer te redden. De tot vijftien meter hoge vlammen lieten niets meer over van de caravan en de voortent. De brandweer heeft verhinderd dat het vuur kon overslaan op de bosschages en de nabijgelegen campingplaatsen. De brandweer liet de caravan gecontroleerd uitbranden. Van de caravan bleef niets meer over. Na twee uur werd het sein brand meester gegeven. De politie heeft een onderzoek ingesteld naar de oorzaak van de brand. De grootte van de schade is nog onbekend. Ooggetuigen of een ieder die tips kunnen verstrekken, kunnen zich melden bij de politie, telefoonnummer 0800-8844.

**W**ach auf!« schrie Michi und rüttelte mich unsanft wach. Vor Schreck saß ich sofort kerzengerade im Bett.

»Was ist los?« fragte ich ihn noch etwas benommen. Er deutete aus dem Wohnwagen.

»Schau, da brennt was«, er deutete mit dem Finger zu dem kleinen Fenster unseres Wohnwagens, »das muss direkt nebenan sein bei Susi und Bernd.«

Mit einem Mal hatte ich auch stechenden Brandgeruch in der Nase. Es roch nach verbranntem Plastik. Erschrocken sprangen wir aus dem Bett und rannten in unseren Schlafanzügen aus dem Vorzelt auf den Weg.

Meterhohe Flammen schlugen aus dem Wohnwagen auf der Nachbarparzelle H66. Die ersten Sträucher, die den Zeltplatz der beiden von unserem Zeltplatz H67 trennten, hatten bereits Feuer gefangen. Der Wohnwagen von unseren Freunden brannte lichterloh, das Vorzelt nur noch ein unförmiger Klumpen verbrannten Plastiks. Die hohen Flammen drohten, auf die angrenzenden Hecken überzugreifen. Camper mit weinenden Kindern an der Hand rannten hin und her und schrien durcheinander. Unzählige Leute waren hier versammelt, die meisten standen nur da und sahen mit angehaltenem Atem zu, wie die Flammen den Wohnwagen samt Vorzelt verschlangen. Überall liefen die Feuerwehrleute der eintreffenden Einsatzwagen hin und her, entrollten Schläuche und versuchten, die Umgebung vom Zeltplatz H66 mit wolkenbruchartigen Flutwellen gegen Feuer zu löschen, damit es sich nicht noch weiter ausbreitete. Der Wohnwagen wurde auch mit Wasser geflutet, wahrscheinlich um ihn kontrolliert ausbrennen zu lassen.

»Ich habe einen Mann weglaufen sehen«, berichtete eine Nachbarin der eintreffenden Polizeidienststelle Texel, »und kurz danach schlugen Flammen aus dem großen Domizil«.

»Dann habe ich Feuer, Feuer, Feuer gerufen«, fuhr die Frau fort, die von den Ereignissen sichtlich geschockt war.

»Seit heute Morgen ist hier niemand mehr gewesen«, sagten Umstehende.

»Ich habe eine Frau aus dem brennenden Vorzelt rennen sehen, sie stand in Flammen!« schrie eine Passantin weinend. Alle redeten durcheinander.

Wir drängten uns durch die Menge der Schaulustigen, um nach bekannten Gesichtern zu suchen. Ich konnte weder Susi und Bernd noch unsere anderen Freunde inmitten der Menschenmassen ausmachen. Der komplette Wohnwagen stand in Flammen. Alles war zerstört, nichts vom Hausrat würde zu retten sein.

»Achteruit allemaal, plaats maken alstublieft!« fuhr der Polizeibeamte uns an. »Geef de ambulance ruimte, alstublieft!«

Er gestikuliert wild mit seinen Armen. Das Geräusch der Sirenen des nahenden Rettungswagens war kaum auszuhalten. Wir wichen zurück, ebenso die Menge der Schaulustigen. Die Polizeibeamten machten eine Rettungsgasse für den Krankenwagen frei. Auch der Bereich um unseren Zeltplatz herum war jetzt abgeriegelt. Der Rettungswagen kam zum Stehen und mehrere Sanitäter sprangen aus dem Wagen. Ein Sanitäter schob in Windeseile eine Bahre aus dem Wagen. Sie rannten mit der Bahre ein paar Meter weiter in einen für die Öffentlichkeit abgeriegelten Bereich. Ich konnte schemenhaft erkennen, dass sie eine Person auf eine Bahre legten.

»Ist das Susi? Ist es Bernd oder ein Passant?« fragte ich mich. Gemeinsam sahen wir den blauen Lichtblitzen des Krankenwagens nach, wie er sich zwischen den immer zahlreicher werdenden Schaulustigen Richtung Parkplatz von Paal 21 seinen Weg zurück auf die Straße Mienterglop kämpfte.

Unermüdlich waren die Einsatzkräfte der Texeler Feuerwehr mit der Brandbekämpfung zugange, Wasserfontänen gingen unerlässlich auf das, was von dem Wohnwagen übrig geblieben war, nieder. Überall Ruß, auf dem Wohnwagen, den Hecken, den Gesichtern der Feuerwehrmänner, der Schaulustigen. Mehrere Feuerwehrleute rannten mit Atemschutzmasken umher und suchten nach einer vermissten Person. Wieder drängten uns die Einsatzkräfte zurück. Ein weiterer Krankenwagen fuhr vor. Plötzlich entdeckte ich Sabine, die sich zwischen den Schaulustigen zu uns durchschob. Auch ihr Gesicht war über und über mit Ruß bedeckt. Sie warf sich zitternd in meine Arme. Als ich sie an mich drückte, roch ich beißenden Schwefel.

»Susi wird ins Krankenhaus gefahren«, sagte sie mit gesenkten Lidern und gebrochener Stimme, »Bernd ist immer noch verschwunden.«

Sie jammerte hemmungslos in meinen Armen.

»Er muss noch im Wohnwagen sein. Sie haben ihn noch nicht gefunden.«

Sie geriet ins Stocken. Es war mehr als unwahrscheinlich, dass sie Bernd noch in dem, was von dem Wohnwagen übrig geblieben

war, finden würden. Wir schoben uns weiter durch das Getümmel. Endlich entdeckten wir unsere Freunde, die fassungslos in das Feuer starren. Als Claudia uns sah, fing sie an zu weinen.

»Ella, es ist so fürchterlich! Grauenhaft«, schluchzte sie, »gestern waren wir noch am Strand und jetzt ist er tot.«

Auch Martin verlor völlig die Nerven.

»Mein Freund Bernd, niemand hat ihn gerettet ...er kann das hier nicht überleben..«, er brach in sich zusammen und sackte zu Boden »Er ist tot, tot, tot!« schrie er immer wieder wie von Sinnen, »Neeeeiiiiinnnn!«

Wie ein Wahnsinniger tippte er auf seinem Handy herum.

»Geh ran!« brüllte er in den Hörer, »er geht nicht ran. Warum geht er nicht ran?«

Jörg lehnte ein paar Meter weiter schluchzend an der Hecke. Er schien unter Schock zu stehen. Michi war in die Knie gegangen, hatte die Arme um Martin geschlungen, versuchte ihn zu beruhigen. Auch ihm liefen hemmungslos die Tränen über die Wangen. Plötzlich ging ein Raunen durch die Menge.

»*Achteruit allemaal! Afstand houden, mensen!*« schrien die Polizisten.

Die Menge wich zurück. In dem Moment stürzte der noch lodernde Wohnwagen komplett ein. Zurückgeblieben waren nur ein paar verrußte Klumpen. Das Feuer war komplett gelöscht. Sie hatten Bernd in dem brennenden Wagen nicht gefunden. Möglicherweise hatte er sich im Vorzelt befunden. Das brennende Plastik war in Sekunden von dem Feuer verschlungen worden. Mir wurde schwindelig und übel. Auch ich zog mein Handy aus meiner Hosentasche und wählte mit zitternden Fingern Bernds Nummer. *Der angerufene Teilnehmer ist zur Zeit nicht erreichbar, versuchen sie es später noch einmal* sagte die Computerstimme. Ich steckte das Handy wieder in die Tasche.

»*Brand meester, ingerukt!*« Es dämmerte bereits, als der Brand unter Kontrolle war. Die Männer der Feuerwehr fingen an, ihre Schläuche wieder zusammenzurollen und in ihrem Einsatzwagen zu verstauen, der Krankenwagen rollte langsam zurück, diesmal ohne heulende Sirenen und Blaulicht. Die Einsatzkräfte der Polizei hatten unzählige Camper befragt und sich Notizen

gemacht. Mich hatte niemand befragt. Zum Glück. Ich stand völlig unter Schock, genau wie alle unsere Freunde und die Menge der Schaulustigen, die sich langsam auflöste.



**U**nter Schock gingen wir langsam auf die andere Seite zum Zeltplatz von Claudia und Martin. Michi stützte Martin, der immer noch hemmungslos schluchzte.

»Ich werde nach Den Helder zum Krankenhaus fahren«, sagte Sabine mit tonloser Stimme, »nach Susi schauen. Ich bleibe bei ihr, bis ich sie wieder mitnehmen kann.«

Jörg legte den Arm um sie und drückte ihren einen Kuss auf ihr dunkles Haar.

»Meinst du, dass die Fähre schon so früh fährt?« fragte er sie. Sie schüttelte den Kopf und wischte sich mit ihrem Ellenbogen die laufende Nase.

»Ganz egal, ich warte. Das erste Boot geht glaube ich um 6.00 Uhr.«

Sie drehte sich um und ging zügig Richtung Mienterglop, wo ihr Auto auf dem Parkplatz abgestellt stand. »Ich melde mich, sobald ich Neuigkeiten habe!« rief sie uns noch über die Schulter zu und hielt ihr Mobiltelefon kurz in die Höhe.

Das Vorzelt von Claudia und Martin stand noch offen, in der Eile hatten sie es nicht mehr verschlossen. Alles sah aus wie am Tag zuvor, als wir uns in fröhlicher Runde zu acht zum Brunch getroffen hatten. Es sollte der Auftakt zu einem unvergesslichen Sommerurlaub sein. Wie jedes Jahr. Martin ließ sich direkt auf einen der Lounge Sessel im Vorzelt nieder, Tränen liefen über sein verweintes Gesicht. Michi hockte sich neben ihn. Ich ging mit Claudia in den Wohnwagen und fing an Kaffee zu kochen. Ich musste etwas tun, konnte nicht untätig herumstehen. Claudia holte Kaffeebecher aus einem der Hochschränke über dem Gasherd und stellte sie auf ein Tablett, das gegen die Arbeitsplatte lehnte.

»Hast du Zucker und Milch?« fragte ich sie.

»Natürlich«, sagte sie leise und zog eine Tüte Milch aus dem Kühlschrank.

Sie stellte sie mit einer kleinen Zuckerdose auf das Tablett. Wir brachten den heißen Kaffee ins Vorzelt zu den Männern. Martin hatte inzwischen eine Flasche Wodka auf den Tisch gestellt. Wir setzten uns und tranken schweigend Kaffee und Wodka. Immer wieder brach einer von uns in Tränen aus.

»Diese Ungewissheit ist nicht zu ertragen«, stöhnte Martin, »was ist mit Bernd? Wenn er sich gerettet hätte, müsste er doch längst hier sein.«

»Vielleicht haben sie ihn auch ins Krankenhaus gefahren. Wir konnten nicht sehen, wen sie im Krankenwagen mitgenommen haben«, sagte Michi, »vielleicht sind Susi und Bernd ja beide im Krankenhaus.«

Claudia schüttelte mit dem Kopf.

»Sie haben nur eine Person im Krankenwagen mitgenommen, das muss Susi sein«, brachte sie tonlos hervor und stieß die volle Tasse Kaffee vor sich um.

Die Tränen liefen über ihr Gesicht. Ich stand auf, um einen Lappen zu holen.

Über Stunden saßen wir alle zusammen im Vorzelt. Immer wieder die gleichen Fragen. Wo war Bernd? Konnte er den Flammen entkommen? Immer wieder versuchten wir, ihn über sein Mobiltelefon zu erreichen. Immer wieder dieselbe Bandansage. Er musste sein Handy ausgeschaltet haben. Das passte nicht zu ihm. Es war ihm so wichtig, dass er immer erreichbar war. Was war mit Susi? Warum hatte Sabine sich immer noch nicht gemeldet? Sie musste inzwischen längst im Krankenhaus in Den Helder angekommen sein. Warum ließ sie uns so lange warten? Sie konnte sich doch vorstellen, dass wir uns Sorgen machten und auf ihren Anruf warteten. Wie konnte der Wohnwagen in Brand geraten? Was war passiert in dieser Nacht? Konnte sich Susi erinnern, was passiert war? Wir redeten und redeten, mutmaßten, wie es zu dem Brand gekommen sein konnte. Hatte Susi vergessen, eine Gasleitung am Herd zuzudrehen? Vielleicht war Gas ausgetreten, das sich durch eine Kerze oder ein Feuerzeug

entzündet hatte. Gab es einen Kurzschluss oder ein Problem mit der Elektrizität?

Es war inzwischen längst hell und die Sonne knallte auf das Vorzelt. Im Vorzelt war die Temperatur fast auf ein Unerträgliches angestiegen, aber wir wollten nicht in die Welt da draußen, in die Welt vor dem Vorzelt. Uns war nicht danach, Kontakt mit der Außenwelt zu haben. Wir wollten nicht, dass sie uns alle anstarrten. Wir wollten nicht, dass die Schar der Schaulustigen neugierig auf das, was vom Campingwagen unserer Freunde übrig geblieben war, starrten und ihre Kameras zückten, um Fotos für ihre Freunde zu Hause zu machen. Wir wollten nicht auf die Fragen der sensationshungrigen Campingbewohner auf dem Kogerstrand antworten. Wir wollten nicht reden, mit niemanden. Wir wollten unter uns bleiben.



**E**s hatte angefangen zu regnen, als wir mit dem Umzugswagen auf den unbefestigten Weg der Neubausiedlung auffuhren. Endlich war es so weit. Zwei Jahre hatte es gedauert, bis der Baustopp der Stadt endlich aufgehoben wurde und ein neuer Bauträger gefunden war, der die Neubaumaßnahme zu Ende brachte, ohne in Konkurs zu gehen. Auf einem riesigen Acker, direkt am Waldrand gelegen, sollten großzügige Traumhäuser mit einer herrlichen Aussicht auf die halbe Eifel entstehen.

»Urlaub im Eigenheim! Im eigenen Zuhause jeden Tag das Urlaubsgefühl haben. Wir lassen keine Wünsche offen!« hieß es auf den Werbeslogans.

Michi war direkt begeistert, als er die großflächige Werbung im Kölner Stadt-Anzeiger entdeckte, während wir bei klassischer Musik unser Sonntagsei aßen und Kaffee aus den Glühweinbechern vom letzten Weihnachtsmarkt auf der Burg Satzvey schlürften.

»Lass es uns machen, Ella«, er hielt mir die aufgefaltete Zeitung direkt vor die Nase, »das ist genau das, wovon wir immer geträumt haben. Ein eigenes Haus. Endlich raus aus der Großstadt.«

Seit Jahren konnte er den Krach, den Verkehr, die Hektik in Köln immer schlechter ertragen. Während ich es genoss, in der Rushhour mit dem Fahrrad durch die Autokolonnen zu jonglieren, mich von den Menschenmassen samstags über die Hohestraße schieben zu lassen und sonntags in der Menschen Schlange vor einem der vielen Museum auf Einlass zu warten, zog

es Michi in jeder freien Minute aus der Stadt. Selbst bei seinen langen Laufrunden im Grüngürtel konnte er nicht entspannen.

»Der ganze Wald ist wieder voller Läufer, fast hat mich wieder eine dieser durchgeknallten Mütter umgefahren, die mit ihrem Kind in einem Jogger durch den Wald gerannt ist«, schimpfte er, »es ist mir zu laut und es ist mir zu viel. Ich habe den ganzen Tag im Büro schon genug Leute und Stress um mich. Ich kann nicht mehr. Lass uns aufs Land ziehen. Bitte!«

Es tat mir leid, er tat mir leid und ich wollte nicht, dass es ihn so quälte.

Wir hatten uns in einer der vielen Kneipen in der Kölner Altstadt kennengelernt, er studierte Wirtschaftswissenschaften, war kurz vor dem Abschluss, ich jobbte dort als Aushilfskellnerin. Nach meinem Abitur wollte ich erst einmal eine Pause einlegen, um mich zu sammeln. Ich nannte es mein Sabbatjahr, einen Ausstieg auf Zeit, ohne jemals jedoch einen Einstieg gehabt zu haben. Aus dem einen Jahr wurden dann drei Sabbatjahre und ich wusste immer noch nicht, was ich aus meinem Leben machen wollte. Meinen Lebensunterhalt finanzierte ich mit Kellnern in Kölner Kneipen und Nachhilfestunden in Latein und Englisch. Michi war das Gegenteil von mir, er war strukturiert und zielorientiert, hatte klare Vorstellungen von seinem Leben und seiner Zukunft. Er hatte schon den Job mit Aussicht auf eine riesige Karriere in der Tasche, lange bevor er mit seinem Diplom vor meinem Gesicht wedelte. Ich war chaotisch und nichts konnte mich so leicht aus der Ruhe bringen. Auch nach Jahren war ich planlos, was meine berufliche Laufbahn betraf. Ich hatte unzählige Interessen, die in alle Richtungen gingen und es fiel mir schwer, eine Entscheidung fürs Leben zu treffen. Mit dieser Entscheidung würde ich mich gegen alles andere entscheiden, über das ich doch auch alles wissen wollte. Ich wollte keine K.-o.-Entscheidung. Für den rationalen Michi war es kaum zu ertragen, wie ich mich jahrelang in Zweifeln wand.

»Du musst dich jetzt langsam für irgendetwas entscheiden«, sagte er, »so planlos kannst du doch nicht leben. Willst du noch mit dreißig Kellnern gehen?«

Ich zuckte mit den Schultern.

»Fang einfach etwas an. Wenn du feststellst, dass es dich überhaupt nicht interessiert kannst du immer noch etwas anderes machen.«

»Du weißt, dass ich keinen Beruf haben will, der mich unglücklich macht. Ich will es anders machen als meine Eltern«, entgegnete ich.

»Ella, entscheide dich einfach. Würfel meinetwegen«, brummte er ungehalten.

Die Würfel waren gefallen. Des lieben Frieden willens schrieb ich mich bei der Uni für ein Biologiestudium ein, ohne jedoch zu wissen, was ich damit später einmal anfangen würde

»War doch gar nicht so schwer«, sagte Michi und atmete auf und die Anspannung, die täglich zwischen uns stand war auf einmal verflogen. Ich war untergebracht. Ich beantragte Bafög und bekam einen Studentenausweis und einen Ausweis für die Universitätsbibliothek. Viermal die Woche saß ich zwischen meinen Kommilitonen im Hörsaal und hörte mir Vorlesungen in Biologie, Physik und Mathematik an. Ich beschäftigte mich mit Botanik, Zoologie, Genetik, Ökologie, Mikrobiologie, Biochemie und Biotechnologie. In meiner Freizeit malte ich Ölbilder, besuchte einen Nähkurs, Fotoworkshops und schrieb Abenteuergeschichten. Endlich hatte auch ich einen Platz in unserer Gesellschaft gefunden. Ich war eine beschäftigte Frau und hatte jede Menge auf den Betriebsfesten von Michi zu erzählen.

Michi machte eine steile Karriere in einem großen Versicherungskonzern, während ich immer noch über meinen Büchern saß und mich fragte, wozu mir in meinen Augen überflüssiges Wissen über Mikrobiologie und Biochemie einmal nützlich sein könnten. Wir wohnten schon längst zusammen in seiner Wohnung im siebten Stock mitten im Trubel der Kölner Südstadt. Es war eine schöne, helle Altbauwohnung in einem Jugendstilhaus mit hohen Decken mit vielen Stuckelementen. Den Erker im Esszimmer benutzten wir im Sommer bei geöffneten Fenstern als Balkonerersatz. Die Wohnküche hatte eine Loft-Atmosphäre. Wir liebten es, an unserem Gasherd zu kochen und dabei gemütlich ein Glas Rotwein zu trinken. Die aufbereiteten, alten Holzdielen in der gesamten Wohnung und der Charme der verzierten, schweren